



PEER MARTIN

# HOPE

*ES GIBT KEIN ZURÜCK.  
DU KOMMST AN.  
ODER DU STIRBST.*

DRESSLER

Peer Martin

# Hope

**Es gibt kein zurück.**

**Du kommst an.**

**Oder du stirbst.**

Mit Vignetten von KIM&HIM

Dressler Verlag · Hamburg

Dieses Buch ist ein fiktives Werk.  
Ähnlichkeiten mit historischen Ereignissen,  
Personen oder Orten sind rein zufällig  
und sollten als solche behandelt werden.

Originalausgabe

1. Auflage

© 2019 Dressler Verlag GmbH,

Poppenbütteler Chaussee 53, 22397 Hamburg

Alle Rechte vorbehalten

Dieses Werk wurde durch die Literaturagentur Beate Riess vermittelt.

Illustrationen: KIM&HIM

Einbandgestaltung: Frauke Schneider

Satz: Arnold & Domnick GbR, Leipzig

Druck & Bindung: GGP Media GmbH, Karl-Marx-Straße 24, 07381 Pößneck, Deutschland

Printed 2019

ISBN 978-3-7915-0139-0

[www.dressler-verlag.de](http://www.dressler-verlag.de)

## Vorspann

Sie haben es von Anfang an alle gesagt: Die Idee war vollkommen verrückt.

Das ganze Projekt.

Und zu gefährlich.

Florence hat nur den Kopf geschüttelt, ihren hübschen Kopf, den die vielen langen, dunklen Löckchen umrahmen. Dann hat sie aus dem Fenster gesehen und zum Horizont über der Stadt gesagt: »Du machst das sowieso nicht«, und in diesem Moment wusste ich, dass ich es tun würde.

Es war ein Tag in Johannesburg, Ende Juli, und das Fenster, an dem wir standen, war das Fenster eines heruntergekommenen, staubigen Hotels, fünfter Stock.

Der Stacheldraht und die Glasscherben auf der Mauer, die das Hotel umgab, blitzten in der Sonne, sodass man die Augen zukneifen musste: Stacheldraht gegen die Welt da draußen, gegen die, die nichts haben und dich vielleicht überfallen. Stacheldraht und Wale an der Küste, *that's South Africa for you*.

Aber ich war nicht wegen der Wale gekommen.

Ich war gekommen, weil dies der Startpunkt einer Reise war, über die ich schreiben wollte.

Ich, Mathis Martin, Kanadier, neunzehn, Möchtegernjournalist.

Die Reise sollte nach Südamerika führen, wo man Einreisevisa leichter bekommt, vor allem gefälschte, und dann die ganze Panamericana hoch, jene lange, berühmte Straße, die die Amerikas verbindet:

den armen Süden mit dem reichen Norden, die Favelas und Slums mit dem Traumland der Einkaufszentren und der unbegrenzten Möglichkeiten.

Eine Menge Leute hatten diese Reise gemacht. Mit dem Motorrad, mit dem VW-Bus, mit dem Fahrrad. Niemand hatte sie bisher mit Flüchtlingen gemacht.

Ich würde der Erste sein.

Seit drei Wochen suchte ich, vergeblich, einen Kontakt.

Ich hatte so viel recherchiert und wusste, wenn ich jetzt darüber nachdenke, so wenig. Ich hatte all diese ausgedruckten Zettel bei mir, zusammengeschriebene Informationen mit Fakten und Notizen, falls der Laptop es nicht mehr machte, oder vielleicht hatte ich die Zettel auch eher als Glücksbringer im Rucksack. Aber was wusste ich? Ich wusste nicht einmal etwas von Hope. Davon, dass eine Person mit diesem Namen in Johannesburg existierte. Es ist merkwürdig, zu denken, dass es eine Zeit vor Hope gab, eine Zeit, in der ich dieses nachdenkliche Gesicht nicht kannte, die Fragen nicht im Ohr hatte, die Hope stellte, den prüfenden Blick dieser Augen nicht spürte.

Nein, wirklich, ich wusste nichts.

Natürlich war es verrückt. Florence hatte recht, sie hatten alle recht, meine Eltern, meine Freunde zu Hause. Ich würde scheitern, niemand würde mit mir reden wollen, am wenigsten über die Wahrheit. Ich würde von irgendjemandem um mein Geld erleichtert werden und ohne Story zurückkehren.

Niemand, am allerwenigsten ich selbst (Mathis, neunzehn, Kind zurückhaltender, postmoderner Juden in Québec, Bildungselite, stets leicht verstrubbeltes Haar, Linkshänder) – niemand konnte ahnen, dass ich an jenem Tag, jenem eigentlich ersten Tag der ganzen Geschichte, in Johannesburg diese Bilder schießen würde.

Bilder im Feuer.

Bilder von Männerarmen, die Flaschen schleuderten, Bilder von reiner Wut, Bilder von einem gelben Lodern, das aus der Mitte der Welt kam, die die Mitte eines kleinen Gemischtwa-

renladens war. An jenem Tag wurde der kleine Laden zur Welt, einer Welt aus Hass, und diese Welt verschluckte sich selbst, zerstörte sich.

Das war der Punkt, an dem ich aufhörte, Bilder zu machen.

Und der Punkt, an dem meine Reise begann.

Ich hatte den Kontakt vom Nachtwächter unseres Hotels.

Dies war der fünfzehnte oder sechzehnte Versuch, einen Afrikaner zu finden, der rüberwollte nach Amerika. Einen, mit dem ich reisen konnte. Sie kamen aus den Ländern nördlich von Südafrika, manche waren schon eine Weile hier und versuchten, Geld zu verdienen für die Weiterreise: Sudanesen, Jemeniten, Malier, Somalis.

Alle, die ich getroffen hatte, hatten ausweichend geantwortet. Ein paar hatten gesagt, sie würden sich überlegen, mit mir zu reisen, und dann waren sie verschwunden, ihre Handynummern plötzlich nicht mehr existent. Sie hatten Angst.

Der Nachtwächter, der das Hoteltor auf- und zuschloss, ein kleiner Mann mit grauem Haar, grauer Uniform und einem nervösen Zwinkern, hatte gesagt, ich sollte es im Laden seines Freundes versuchen. Der wäre schon lange da, aus Somalia, der könnte mir helfen. Der würde sie alle kennen, alle Geflohenen, Vertriebenen, Glückssucher und Unglücksfinder, die hier in Johannesburg untergekröchen waren.

Der Laden, eine halbe Stunde Taxifahrt von unserem Hotel entfernt, war eine jener schattigen Höhlen, die Kühle, Dosentomaten, Fladenbrot und dünne grüne Plastiktüten versprechen. Orte, an denen Menschen mit der gleichen Sprache ein und aus gehen und sich über Damals und Zuhause unterhalten.

Es war voll in dem kleinen Laden, staubig und voll. Ich dachte, ich könnte eine Melone kaufen und mit dem alten Herrn an der Kasse ins Gespräch kommen.

Ja, und dann stand ich da mit meiner Melone, um mich Gespräche in einer Sprache, die ich nicht verstand, im Fernsehen ein Fußballspiel – und das war die Sekunde, ehe alles sich änderte.

Ich kam nie dazu, die Melone zu bezahlen.

Ich weiß nicht, was mit ihr geschah, ich nehme an, ich ließ sie fallen, ich nehme an, jemand zertrat die Reste zu Matsch.

Zuerst war da das Krachen, dann das Klirren. Der alte Herr hinter seiner winzigen Ladentheke sah auf. Die Frau, die vor mir stand, schrie. Sie versuchte, an mir vorbeizukommen, weg, es war eine korpulente Frau, ich erinnere mich an das leuchtende Blau ihrer Bluse, das mir für einen Moment den Blick versperrte. Und an ihren Geruch nach Koriander und Zimt. Dann lag ich auf dem Boden, etwas hatte mich an der Stirn getroffen, ein Stein vielleicht, und die Fenster waren zerbrochen, und draußen waren drei vermummte Gestalten.

Nein, sie waren drinnen. Sie hatten Tücher vor Nase und Mund, nicht so, als wollten sie nicht erkannt werden, mehr, als sei dies ein Schutz oder eine Uniform, und ich begriff nichts, während ich versuchte, auf die Beine zu kommen. Während die Gestalten in die Regale griffen, Dosen und Packungen herausrissen und zu Boden schleuderten. Regale umwarfen.

Es ging alles zu schnell.

Ich kroch zur Seite, kam aber nicht auf die Beine. Der Boden war glitschig vom Inhalt der zerstörten Päckchen und Dosen, über mir ein Chaos aus Menschen und Dingen, die geworfen wurden, und weiteren Schreien, und ich sah, wie einer der Vermummten den alten Mann hinter der Theke hervorzog. Der andere zerrte ihn auf die Beine, und ich weiß, dass ich Angst hatte, eine Wahnsinnsangst, und dennoch oder gerade deswegen riss ich die Kamera hoch und drückte ab. Dann kroch ich weiter rückwärts, in einen Haufen aus zersplitterten Holzregalen und zermatschten Tomaten hinein, während ich weiter Bilder schoss. Ich sah, was ich sah, nur durch den Sucher: eine Faust, die in einem Gesicht landete. Eine Hand mit einem Stein darin. Eine andere Hand mit einer Flasche, die auf den Schädel des Alten niedersauste.

Einen Regen aus Zeitschriften. Hände, die wahllos irgendwelche Gegenstände griffen und in Taschen steckten. Ein Hosenbein mit einem Schuh daran, reglos, auf dem Boden.

Augen, die mich aus halb verummten Gesichtern heraus anstarrten. Die mich entdeckt hatten, mich und die Kamera.

Das war der Moment, in dem ich mich zusammenkrümmte und die Kamera mit meinem Körper schützte.

Ich lag da und wartete darauf, dass mich jemand hochzerrte und fertig machte und die Kamera zertrat. Wartete auf den Schmerz.

Doch nichts geschah. Der Plan war geändert worden.

Plötzlich entfernten sich Schritte, etwas knisterte. Brandgeruch stieg mir in die Nase, Erinnerung an den Geruch der Müllhalden Südafrikas.

Dies war ein Laden gewesen, aber jemand hatte entschieden, ihn in eine Müllhalde zu verwandeln.

Ich unterdrückte den Husten, und ich schaffte es endlich, hochzukommen.

Sie hatten die Zeitschriften auf einen Haufen geworfen und angezündet, die Flammen griffen rasend schnell um sich, jemand musste Benzin über die zerstörten Regale gekippt haben.

Ab diesem Punkt ist meine Erinnerung verworren, ich weiß nur noch, dass ich versuchte, dorthin durchzukommen, wo der Schuh und das Hosenbein lagen, und dass ich sehr wenig Luft bekam, und dann lag ich auf einmal draußen, auf der Straße, und jemand drückte mich hinunter. »Bleib da.«

Direkt vor meinen Augen lag ein Kugelschreiber, so ein dünner weißer Drittweltkugelschreiber mit blauer Kappe.

In der Ferne, im Lärm der Stadt, hörte ich Sirenen. Als der über mir mich schließlich so weit losließ, dass ich den Kopf heben konnte, sah ich es zum ersten Mal in seiner ganzen Pracht: das Feuer. Es blühte dort, wo der Laden gewesen war, eine wunderschöne orange-gelbe Blume.

Die Straße war bedeckt mit Scherben, Dosen, Flaschen. Die Autos fuhren darum herum, ungeduldig hupend.

»Ist die Kamera okay?«, fragte der Mensch, der mich auf den Boden gedrückt hatte.

Und so sah ich ihn zum ersten Mal.

Sein fadenscheiniges gelbes T-Shirt mit der verblichenen Schrift war bespritzt mit etwas, das Blut oder der Saft von Tomaten sein konnte. Seine Hände waren rußig. Sein Gesicht lächelte.

Es war ein schmales Gesicht. Das Gesicht eines Kindes. Eines kleinen Jungen.

Vielleicht acht Jahre alt.

Die Kraft, mit der er mich zu Boden gedrückt hatte, war für einen kleinen Jungen erstaunlich. Sein Kopf war bedeckt mit einer Flut von verfilzten schwarzen Locken, sie reichte ihm bis über die Ohren. Weiße Flocken hatten sich darin verfangen, Ascheflocken wie Schnee.

Das Weiß in den Augen des Jungen war sehr hell und das dunkle Braun seiner Iris schien zu glühen.

»Ist die Kamera okay?«

Ich nickte langsam. »Ich glaube. Aber der Alte ... er ist noch da drin ... im Feuer.« Und ich kam halb auf die Beine, doch der Junge hielt mich am Ärmel fest.

»Du kannst ihm nicht mehr helfen.«

»Er ist tot«, sagte ich.

Der Junge nickte. Ich nickte auch.

»Du ... hast mich da rausgeschleift. Oder?«

Er wischte sich das Blut von den aufgeplatzten Lippen, auch er hatte Schläge eingesteckt.

»Mhm-m. Ich meine, wolltest du drin bleiben?«

»Nein«, sagte ich. »Scheiße, Mann, wer ... waren die?«

»Leute«, sagte er und zuckte die Schultern. »Sie mögen keine Somalis. Sagen, wir nehmen ihnen die Jobs weg.« Und erst in diesem Moment begriff ich, dass dieser achtjährige Junge Englisch sprach. Ziemlich gutes Englisch. »Ich hab da gearbeitet«, sagte er. »Sachen nach Hause getragen, zu den Kunden.« Er klopfte sich den Ruß von den Händen. »Ich bleib hier sowieso nicht. Sie sagen, du suchst jemanden, der die Reise mit dir zusammen macht. In die Vereinigten Staaten.«

»Sagen sie das?«

Er nickte, und dann sagte er, mit einer großmütigen Handbewegung: »Du kannst mit mir gehen.«

Ich sah ihn an. Sah in das schmale, kleine, ernste Gesicht.

»Klar«, sagte ich sarkastisch, um uns noch immer Rauch, Chaos und eine sich vergrößernde Menge Schaulustiger. »Wie alt bist du?«

»Meine Familie ist drüben«, sagte er. »Brasilien. Die warten auf mich. Aber es ist schwer, alleine rüberzukommen.«

»Die haben dich ... zurückgelassen?«

Er schüttelte vehement den Kopf. »Dinge passieren. Leute verlieren sich auf der Flucht. Es ist chaotisch. Aber ich weiß, dass sie in Brasilien sind. Manaus. So heißt die Stadt. Und sie wissen, dass ich hier bin. Sie warten, dass ich rüberkomme. Weißt du, man kann auch fliegen. Das geht schneller.«

»Ja, geht es«, sagte ich. »Aber du brauchst Papiere, oder? Und ich ... hör mal, es tut mir leid, aber ich bin der schlechteste Babysitter der Welt.«

Er sah mich an, mit angewinkeltem Kopf. Wie ich da auf der Straße saß, die Kamera im Arm haltend. »Den Babysitter brauchst wohl eher du«, meinte er.

In diesem Moment hielt ein Feuerwehrauto neben uns und direkt dahinter ein Wagen der Polizei. Da kam der Junge mit einem Satz auf die Beine, tauchte in eine Seitenstraße ein und war fort.

Florence schlug die Hände vor den Mund, als ich vier Stunden später vor der Tür unseres Hotelzimmers stand.

»Shit«, flüsterte sie. »Was ist passiert?«

»Es ist okay«, sagte ich und nahm sie in die Arme, ich, verschwitzt, dreckig, aufgeregt wie ein Grundschüler. »Es sind nur Dosentomaten. Es ist nur Ruß. Es ist okay.«

Ich ließ sie los und drängte mich an ihr vorbei in das winzige Hotelzimmer, setzte mich aufs Bett schloss die Kamera an den Laptop an.

»Krass«, sagte ich. »Guck dir das an. Diese Bilder ... Die Polizei will sie auch haben ... Fucking hell, guck dir das an, guck dir den Typen an ... Ich hab ihn in dem Moment, in dem er die Flasche hebt, um dem Alten damit auf den Kopf zu schlagen, das ist so krass, das ist ...«

»Mathis«, sagte Florence.

»Ja«, sagte ich und klickte weiter durch die Bilder.

Ich hatte eine Story. Mehr als das. Adrenalin schoss durch meine Adern, ich war wie auf Droge.

»Sie waren plötzlich da«, flüsterte ich. »Und ich war mittendrin. Dieser Hass in ihren Augen. Ich hab so was noch nie gesehen. Wie sie die Regale ausgeräumt haben, und dann das Feuer! Es ist ein paar Mal vorgekommen in letzter Zeit, haben sie bei der Polizei gesagt. Die Somalier sind zu erfolgreich hier, die müssen weg, wie die deutschen Juden, die waren auch zu erfolgreich, guck dir das an, das Gesicht.«

»Mathis«, sagte Florence noch einmal, und diesmal sah ich auf.

»Ich habe gewartet«, sagte sie leise. »Es kam in den Nachrichten. Im Radio. Ich hatte Angst.«  
Ich nickte. »Tut mir leid. Hat ewig gedauert auf der Polizeiwache.«  
»Ich habe dich angerufen. Du hast es nicht mal gemerkt.«  
»Ich – nein. Tut mir leid.« Ich zog sie auf mein Knie. »Ich liebe dich.«  
Da lachte sie, kurz und rau. »Mich? Nein. Du liebst das hier. Deine Story. Du wärst nicht mal ins Hotel gekommen, wenn der Laptop hier nicht stehen würde, oder?«  
Ich sah sie nicht an.  
»Geh mit mir essen«, flüsterte sie. »Heute Abend. Ich fliege morgen früh nach Hause.«  
»Klar«, sagte ich lahm. »Gehen wir essen.«  
»Ich dachte bis vorhin, dass du mitfliegst. Nach Hause.« Sie sah mich eine Weile an, und ich dachte wieder darüber nach, wie schön sie war, doch alles in mir wollte zu den Bildern zurückkehren.  
»Ich habe vielleicht jemanden, mit dem ich reisen kann«, hörte ich mich sagen, und wir lauschten beide den Worten nach, wie sie in dem kleinen, staubigen Hotelzimmer aufstiegen und im hektisch sirrenden Ventilator zerhackt wurden.  
»Wen?«, fragte Florence »Der Besitzer von dem Laden, den sie angezündet haben?«  
»Nein«, sagte ich. Und ich dachte an das Hosenbein und den Schuh und daran, dass der Ladenbesitzer nicht mehr lebte.  
»Den Botenjungen. Na ja, und seine Familie. Ich meine, falls ich den Jungen wiederfinde. Wie findet man in Johannesburg einen achtjährigen Jungen?«  
»Gar nicht«, sagte Florence.  
Und ich ahnte, dass sie recht hatte. Wenn überhaupt, würde er mich wiederfinden.

Der letzte Abend mit Florence: Wie unwirklich er später wurde, wie seltsam ... Ich verbrachte jenen letzten Abend auf einer Dachterrasse, an einem Tisch zwischen Topfpalmen und Kerzenschein, unter uns die Großstadt mit ihren tausend Lichterarmen: die Hochhäuser in der näheren Umgebung makellose, glitzernde Stalagmiten und in der Ferne, unsichtbar und doch vorhanden, die Slums. Der Tisch war aus absichtlich verrostetem Eisen, hip und modern, die Cocktails aus dem Bilderbuch. Die Menschen auch.

Florence hatte darauf bestanden, dass ich das einzige gute Hemd anzog, das ich im Rucksack hatte, es war zerknittert, aber immerhin. »Und rasier dich vielleicht«, hatte sie gesagt.

Und da saß ich, gekämmt und im weißen Hemd, zwischen Menschen in besseren Hemden und mit besseren Frisuren. Ich hätte lieber irgendwas an einer Straßebude gegessen, mich mit Florence auf eine Mauer gesetzt, mit einer Flasche Wein, wie vor zwei Jahren, als wir uns kennengelernt hatten und quer durch Kanada gefahren waren. Siebzehn. Die Florence, die jetzt vor mir saß, war eine junge Frau, kein Mädchen mehr. Wann war sie so erwachsen geworden?

»Es ist nur der Unterschied«, sagte sie und fuhr mit dem kleinen Finger den Rand ihres Cocktailglases entlang. »Du bist immer noch fünf. Du denkst, du kannst dein ganzes Leben lang rumrennen und Abenteuer erleben und Höhlen und Flöße bauen.«

»Aber es gibt Menschen, die das tun. Rumrennen jedenfalls«, sagte ich. »Ich glaube, man nennt sie Journalisten. Manche sind berühmt.« Ich legte eine Hand auf ihre. Zwinkerte ihr zu. »Die Welt wird von mir hören.«

Wir lachten zusammen. »Natürlich«, meinte sie. »Krieg ich dann ein Autogramm?«

»Das ... hört sich so an, als würden wir uns nicht mehr kennen, wenn es so weit ist.«

»Mathis«, sagte Florence, und das Essen kam und sah wunderbar aus, Kunstwerke auf quadratischen Tellern, und keiner von uns rührte es an. »Mathis, ich werde nicht auf dich warten, in Kanada. Ich bin nicht das liebe kleine Mädchen, das sich jeden Tag die Augen aus-



weint und hofft, dass du bald nach Hause kommst, und jeden Tag den Blog verfolgt, den du möglicherweise schreibst. Ich werde den Rest der Ferien jobben und im September anfangen zu studieren. Ich ...« Sie schüttelte den Kopf, sah weg. »Wenn du dich unbedingt auf einer so irren Reise kaputt machen willst, tu das«, sagte sie. »Zehn Prozent, Mathis, zehn Prozent von denen, die in Südamerika losgehen, schaffen es in die Staaten. Der Rest ...« Sie räusperte sich. »Du kannst dir aussuchen, ob du dich im Urwald von einer Giftschlange beißen oder von einer mexikanischen Gang abschlachten lässt.«

Plötzlich sah sie mich wieder an.

»Flieg mit mir nach Hause. Schreib dich an der Uni für Journalismus ein. Wir können eine Wohnung zusammen suchen.«

Ich nahm die Hand. Drückte sie. Und schüttelte langsam den Kopf. »Tut mir leid.«

»Dann musst du damit leben, dass ich jemand anderen finde.«

»Ich liebe dich«, sagte ich wieder. Aber ich hörte, dass es hohl klang.

Der Stuhl war zu durchdesignt, um bequem zu sein, ich rutschte unbehaglich darauf herum, sie hatte recht: wie ein Kind. Ich wollte nicht auf diesem Stuhl sitzen, zwischen den Cocktailtrinkern in ihren feinen Kleidern, im Angesicht der glitzernden Wolkenkratzer von Shoppingmalls und Hotels.

Ich wollte da unten sein, da unten in den Straßen, im Staub, im Dreck, mit meiner Kamera, und Geschichten einsammeln. Und eines Tages einen Namen haben, den niemand so schnell wieder vergaß: Es würde der Name eines Abenteurers sein, der keine Hemden zu tragen brauchte, damit die Welt ihm lauschte.

Allein der Gedanke, eine Wohnung zu suchen, bereitete mir Bauchschmerzen.

»Ich liebe dich, aber ich werde nicht mit nach Hause kommen«, sagte ich. »Ich ... bin kein Zu-Hause-Typ.«

Florence nickte. »Ich schon«, sagte sie. »Ich möchte irgendwann ein eigenes Zu Hause haben, für mich. Später. Und dazu muss ich ein Studium abschließen, einen handfesten Job finden, mich absichern ... verstehst du das nicht? Ich meine, du hast wunderbare Eltern, du hattest diese ganze Geborgenheit. Die perfekte Kindheit. Und genug Geld im Hintergrund, es war nie ... ein Problem. Bei mir ... Du kennst die Geschichte. Verdammte, ich habe hart genug gearbeitet, um das Stipendium fürs Studium zu kriegen, das lasse ich nicht sausen, um ... was weiß ich. Abenteuer zu erleben.« Sie seufzte, und ich kannte die Geschichte, sie hatte recht. Florences' Mutter war immer ein Problem gewesen, psychisch, sie hatte irgendwann angefangen zu trinken, und dann hatten ihre Eltern nur noch gestritten und Geld war sowieso nie irgendwo gewesen. »Ich möchte ein Zuhause haben, in dem ich mich wohlfühle. Und irgendwann, später, in zehn Jahren oder was, möchte ich Kinder. Denen ich eine bessere Kindheit geben kann. So eine, wie du sie hattest. Ich möchte zusehen, wie sie durch einen Garten rennen, im Sonnenschein, und lachen. Mich darum kümmern, dass es ihnen gut geht. Eine Zukunft aufbauen.«

»Ich wäre der schlechteste Babysitter der Welt«, sagte ich ernst.

»Du willst keine Kinder? Kein Zuhause? Auch in zehn Jahren nicht? ... Nie?«

»Es tut mir leid«, sagte ich.

Sie nickte nur. Und dann nahm sie die Gabel, inspizierte das wunderschön arrangierte Gemüse und begann zu essen. Ich hatte die Kamera bei mir, und dies ist das letzte Foto, das ich von Florence habe: wie sie auf dieser Dachterrasse voller Kerzen sitzt, vor sich einen Teller mit einem Kunstwerk und ein Cocktailglas. Sie lächelt auf dem Foto. Doch ihr Lächeln ist an den Rändern schon ein Stück Vergangenheit: ein Abschiedslächeln, das sie mir geschenkt hat, nur für das Bild.

Und dann saß ich in unserem Hotelzimmer auf dem Bett und versuchte zum x-ten Mal, die Bilder in meine Cloud zu laden, das Netz war zu schwach.

Flammen auf dem Bildschirm des Laptops, die erhobene Hand mit der Flasche, die Wut auf den Gesichtern, ein umgekipptes Regal. Der alte Somali auf dem Boden, der Hass in den Augen der Angreifer.

Vielleicht hatte Florence recht.

Vielleicht war es Wahnsinn, was ich vorhatte.

Sie hassten die somalischen Flüchtlinge schon hier, in Südafrika, obwohl sie nicht einmal eine andere Hautfarbe hatten. Überall auf der Welt wartet der Hass auf Flüchtlinge, wer vor dem Tod zu Hause davonläuft, findet tausend neue Tode in der Fremde.

Zehn Prozent, hatte Florence gesagt, und ich wusste, dass sie recht hatte: Zehn Prozent schaffen es in die Staaten.

Aber dann sprang ich plötzlich auf.

Genau das, dachte ich. Genau das wollte ich dokumentieren.

»Florence?« Sie war im Bad, ich hörte die Dusche. »Ich dreh noch eine Runde draußen, ja?«

»Nimm den Hund mit«, rief Florence. Es war so ein Witz zwischen uns, so zu tun, als hätten wir einen Hund oder ein Kind oder einen Balkon (»Gieß die Geranien!«), und erst jetzt ging mir auf, dass wir den Witz unterschiedlich verstanden hatten. Für sie war es der Traum gewesen. Die Zukunft: Hund, Kind, Mann, Haus.

Für mich war es eine Art gewesen, mich über solche Spießigkeit lustig zu machen.

Ich war versucht, statt des inexistenten Hundes die Kamera mitzunehmen, aber dann ließ ich es. In meiner Jeanstasche steckten das Reiseportemonnaie mit ein bisschen Kleingeld, das Handy und eine Ersatzkarte für die Kamera, weil ich es für überflüssig hielt, sie herauszupulen.

Die Straßen waren dunkel. Es war eine schöne Nacht, die Luft warm und schmeichelnd auf der Haut. Es roch nach Diesel und nach Blumen, die irgendwo im Verborgenen blühten.

Die Sterne über mir waren unsichtbar, der Lichtsmog der Stadt fraß sie auf.

Der Mensch macht alles kaputt, dachte ich, sogar das Sternenlicht, aber irgendwie findet die Natur doch einen Weg.

»Vielleicht«, flüsterte ich, »wird es nicht so bleiben. Wir zerstören das Klima, wir zerstören die Welt, und dann wundern wir uns, warum eine ganze Masse von Menschen ihre Länder verlässt, in denen es nichts mehr gibt, und sich auf den Weg in unsere schöne, vollautomatische Zivilisation macht.« Das wäre, dachte ich, ein guter Anfang für meine Story.

Dann sah ich, woher der Duft kam. Unweit von mir wuchsen die Ranken eines Geißblatts über eine Mauer, aus einem Garten heraus, unbeeindruckt von Stacheldraht und Glasscherben auf der Mauerkrone. Ich ging näher, atmete tief den Duft ein ... Und dann legte sich ein Arm um mich.

Nahm mich in den Schwitzkasten.

Vor mir materialisierten sich zwei weitere Männer aus dem Nichts, einer hatte ein Klappmesser, der andere hatte einen Blick, in dem ich den gleichen Hass sah wie in den Augen der Plünderer.

»Keep your mouth shut, okay!«, sagte er.

Ich wehrte mich, was dumm war, bekam eine Faust in die Magengrube, krümmte mich und spürte etwas Kaltes an meinem Hals: die Messerklinge. Einer der drei hielt mich fest, während die anderen blitzschnell meine Taschen durchsuchten. Sie fanden das Portemonnaie und fluchten, enttäuscht vom Inhalt, fanden auch das Handy und die Ersatzkarte für die Kamera.

»Bitte!«, hörte ich mich keuchen, »kann ich die Karte wiederhaben? Sie ist leer, aber sie ist sehr prakt ...«

Der zweite Schlag landete in meinem Gesicht, ich schmeckte Blut, merkte, dass ich jetzt auf dem Boden lag, kassierte noch ein paar Tritte. Dann entfernten sich Schritte.

Ich roch wieder den süßen Duft des Geißblatts.

Schließlich setzte ich mich auf und tastete nach meinen Zähnen. Sie schienen alle intakt zu sein. Ich zitterte, und mir war schlecht, aber vielleicht vor Erleichterung. Leute wurden in südafrikanischen Großstädten für weniger als ein Handy und ein bisschen Kleingeld umgebracht.

Natürlich, dies war ein entwickeltes, modernes Land. Aber Gewalt war nicht an der Tagesordnung.

Sie gehörte zur Ordnung der Nacht.

Lange saß ich einfach nur so da, die Knie angezogen, den Kopf an die Mauer hinter mir gelehnt.

Irgendwo lag Florence, geduscht, sauber, zwischen dem Duft von Hautcreme und Shampoo auf einem weißen Bettlaken. Und hier saß ich, zum zweiten Mal innerhalb von vierundzwanzig Stunden dreckig und blutverschmiert.

Sie hatte recht. Unsere Lebensentwürfe passten nicht zusammen.

Ich spürte, wie sich ein dummes Grinsen auf mein Gesicht stahl. Immerhin hatte ich es geschafft, überfallen zu werden, sodass ich davon berichten konnte.

Als ich das dachte, tauchte in der Ferne wieder ein Schatten auf. Zuerst erschrak ich. Aber es war nur ein kleiner Schatten. Ein Kind. Es rannte.

Und dann blieb es vor mir stehen, nach Atem ringend, und streckte die Hand aus. Darin lag die Karte für meine Kamera. »Ich dachte, du brauchst das hier vielleicht? Deine ... Bilder?«

»Du«, sagte ich. Denn natürlich war er es. »Wie kommst du hierher?«

»Ich hab doch gesagt, du brauchst einen Babysitter.« Der Kleine zuckte die Schultern. Ich nahm die Karte. Ich besaß nicht das Herz, ihm zu sagen, dass sie leer war und die Bilder längst in Sicherheit.

Ich nickte nur. »Danke. Haben sie das Ding weggeworfen?«

»Nicht direkt«, sagte der Junge und wischte sich mit dem Ärmel übers Gesicht, und jetzt sah ich, dass seine Nase blutete. »Sie hatten erst was dagegen, es herzugeben. Aber ich kann beißen. Und sehr schnell rennen. Das Handy konnte ich nicht zurückklauen. Tut mir leid.«

»Nein, das ... das Handy ist unwichtig«, sagte ich schnell. Himmel, was hätten sie alles mit ihm anstellen können, diesem mageren kleinen Jungen?

»Also«, sagte er und ließ sich neben mich auf den Boden fallen, »fliegen wir? Ich kann dich zu einem Typen bringen, der sich um die Papiere kümmert. Ich kenne den besten.«

»Ich wette, den kennst du, ja«, sagte ich. »Wo schläfst du eigentlich?«

»Ich hab im Laden geschlafen. Zwischen den Regalen. Mal sehen, wo ich jetzt unterkomme. Bei irgendwem aus dem Clan. Johannesburg ist voll von Somalis. Und wenn nicht – ich kenne Plätze in der Stadt.«

Ich nickte. Natürlich. Er kannte alles, und er konnte alles. Außer alleine an Bord eines Flugs nach Brasilien kommen.

»Was kostet mich der Spaß? Papiere für dich, damit du nach Brasilien kommst? Weißt du das auch?«

»Hundert Dollar, oder zweihundert«, sagte er. »Oder eine Million. Ungefähr.«

»Irgendwas zwischen hundert Dollar und einer Million«, sagte ich. »Alles klar.«

Afrikaner und Zahlen. Nein, sagte ich mir, das war ein Vorurteil, er war einfach nur ein Kind.

»Okay«, sagte ich.

»Okay«, sagte er. Wir schüttelten uns die Hände, eine sehr erwachsene Geste.

»Mathis«, sagte ich.

»Wie?«

»Ich heiÙe so. Mathis.«

Er nickte. »Das lässt sich nicht ändern.«

»Und ... du? Hast du einen Namen?«

»Oh, massenhaft«, sagte er. »Somalis haben alle massenhaft Namen. Den eigenen und den des Vaters und des Vaters des Vaters des Vaters, ich kann das auswendig, bis in die fünfzehnte Generation, man muss das.«

»Mir würde ein Name reichen.«

»Tadalesh«, sagte er. »Es bedeutet Glück. Ich bin jemand, der immer Glück hat.«

»Deshalb bist du hier«, sagte ich. »Allein, und deine Familie ist in Brasilien. Geflohen. Bist du doch, oder?«

»Klar«, sagte er. »Mogadischu ist kaputt.«

Er sagte es mit einer so wegwerfenden Handbewegung, als wäre es unwichtig.

»Ich meine, es war dabei, besser zu werden«, sagte er nach einer Weile. »Wir dachten das. Blöd. Dann ist alles wieder vor die Hunde gegangen.« Er spuckte aus, wie ein alter Mann. wie alt bist du, acht?«

»Elf«, sagte er. »Wir sehen uns.«

Und er stand auf, ging ein paar Schritte rückwärts, wischte sich noch einmal über die blutige Nase – drehte sich um und ging die Straße hinunter, bis seine magere kleine Gestalt mit der Dunkelheit jenseits der Straßenbeleuchtung verschmolz.

Glückskind.

Florence schlief, als ich zurück ins Hotelzimmer kam.

Ich fiel angezogen aufs Bett und legte einen Arm um sie, doch sie schüttelte ihn ab, ohne aufzuwachen.

Als ich die Augen wieder öffnete, lag ich allein auf dem Bett.

Der Wecker stand auf zehn Minuten vor neun. Ich fühlte mich gerädert, versuchte, nicht an die Typen zu denken,

die mich überfallen hatten, dachte an sie. Versuchte, nicht daran zu denken, dass das Handy weg war. Dachte daran. Versuchte, nicht an den toten alten Somali zu denken ...

Und dann dämmerte mir, dass Florence weg war.

Auf dem Fußboden fand ich, beschwert mit meinen Wanderschuhen, einen Zettel.

Mach's gut, Mathis.

Mehr stand da nicht. Nicht »Wir sehen uns in Québec«. Nicht einmal

»Pass auf dich auf«.

Dies war der Beginn meiner Reise.

»Reportage über die Reise einer somalischen Familie ins gelobte Land Amerika«, flüsterte ich dem Deckenventilator zu. »Der Exodus Afrikas oder die Entstehung einer neuen Weltenordnung. Bild und Text: Mathis Martin.«

Großartige Worte in meinem Mund. Aber die Unterlippe war noch immer taub von dem Fausthieb.

## **Fakten Somalia**

Somalia entstand aus den Staatsgebieten von Britisch- und Italienisch-Somaliland und wurde 1960 unabhängig.

Die somalische Gesellschaft besteht aus den großen Clans Darod, Dir, Isaaq, Hawiye – die als Nomaden lebten – sowie den sesshaften Rahanweyn, die von den übrigen Clans als minderwertig betrachtet werden.

Seit dem Sturz von Diktator Siad Barré 1991 existiert in Somalia keine Regierung mehr. Die siegreichen Rebellen der Hawiye konnten sich auf keine Nachfolge einigen und der Fall des Regimes in der Hauptstadt Mogadischu führte zu Morden und Plünderungen an Mitgliedern anderer Clans. Rivalisierende Warlords kämpfen seitdem um das ganze Land.

Seit 2000 gibt es eine international unterstützte Regierung in Mogadischu, die jedoch zeitweise kaum die eigene Stadt halten konnte. Mitte 2006 eroberte die Union Islamischer Gerichte Mogadischu und führte eine Ordnung nach der muslimischen Scharia ein, wurde jedoch von eingreifenden äthiopischen Truppen wieder vertrieben.

Der militante Arm der Union, »al-Shabaab« (»Die Jugend«), kämpft noch immer in Somalia und ist größtenteils um Mogadischu herum aktiv. Somaliland und Puntland im Norden sind praktisch autonom, ihre Regierungen international aber nicht anerkannt. Nach der Rückkehr einer fragilen Normalität in der Hauptstadt wurden bei einem Bombenanschlag im Herbst 2017 über 500 Menschen durch al-Shabaab getötet.

Dürren und Hungerkrisen sorgen immer wieder für einen Zustrom verarmter

Viehhirten in die Städte und tragen zur Unruhe bei. Heute leben geschätzt 1 010 000 Somalis außerhalb ihres Landes. 300 000 davon leben auf dem afrikanischen Kontinent, 250 000 in Nordamerika und etwa gleich viele in Europa.

## **Hoffnung**

Trotz fehlender Regierung tritt im Land teilweise wieder ein Zustand des Gleichgewichts ein, Geflohene kehren zurück und eröffnen Geschäfte oder sogar Restaurants. Seit 2015 gibt es in Mogadischu wieder eine Buchmesse.

Piraterie!

## **Fakten Flüchtlingsrouten**

Ende 2016 waren insgesamt ca. 65,5 Millionen Menschen weltweit auf der Flucht. Viele von ihnen fliehen vor Krieg und Verfolgung, die meisten jedoch vor den Folgen des Klimawandels, der wiederum die politische Stabilität beeinflusst und Kriege nach sich zieht.

Traumländer für ein besseres Leben sind die USA, Kanada und Europa.

Nachdem Europa seine Grenzen zunehmend schließt, fliehen immer mehr Menschen auch aus weit entfernten Ländern über die alternative Route der Panamericana nach Norden.

## **Hoffnung**

Der Druck der Flüchtlingsmasse auf den Nordwesten Amerikas nimmt zu.

Mauern werden irgendwann nicht mehr helfen, die Menschen zurückzuhalten.

Es ist der Anfang einer Völkerwanderung von Menschen, zu viele, um sie wegzudiskutieren.